

Emergency Pool

Text: Zora del Buono

Fotos: Stefan Pielow

**Notfallrettung für Floridas Seekühe:
Wenn Motorboote die friedlichen
Riesen verletzen, werden sie in einer
Krankenstation gesund gepflegt**

KÖNNEN TIERE WEINEN? SCHAFE weinen nicht, auch Hunde sind nie zu Tränen gerührt. Manche Vögel scheiden Salz mit der Augenflüssigkeit aus, aber Tränen, wie Menschen sie weinen, sind es nicht. Wer aber einmal einer Kuh auf dem Weg zur Schlachtbank in die Augen geschaut hat, der erkennt: Es gibt Tiere, die im Zustand höchster Angst weinen.

Hier liegt eine 500 Kilogramm schwere Seekuh, mächtig wie ein großer grauer Schiefer, und eine seltsame blaue Träne rinnt langsam über das verrunzelte Gesicht. Zweifelsohne, dieses Tier weint. Ein kleiner Strom von Tränen sucht sich seinen Weg durch Hautfalten und Borsten und endet in einem winzigen blauen See auf weißem Plastikboden.

„Der Stress“, meint der Tierarzt und stochert mit seinem Absauggerät in einer der Wunden, „der Stress und die Schmer-

ärgerliche Hindernisse, um die unnötigerweise viel Aufhebens gemacht wird.

In der Nacht noch wurde die Rettungsaktion durchgeführt. Ein eigens zu diesem Zweck hergerichteter Truck mit Hebearm und Wassertank fuhr von Orlando los, der Tierarzt und ein Dutzend freiwilliger Helfer hinterher. Die Seekuh musste erst an Land geschleppt werden, bevor sie mit Trageriemen auf den Laster gehoben werden konnte.

Die Leute sind routiniert. Denn dieser Fall ist kein Einzelfall. Jährlich werden allein nach Sea World ein Dutzend von Schiffen verletzte Tiere gebracht. Aber auch andere, kleinere Zoos haben Pflegestationen. Die 20 000 Dollar, die ein solches Tier im Jahr kostet, werden aus Spenden finanziert.

Sea World ist kein Ort der Kontemplation, vielmehr eine Disney-Variante

Eine seltsame blaue Träne rinnt langsam über das verrunzelte Gesicht des zehn Zentner schweren Tieres. Zweifelsohne, dieser Manati weint

zen. Selten einen so schlimm zugerichteten Manati gesehen.“ Stochert, tupft und schweigt. Zwei Helfer schieben dem malträtierten Tier einen Plastikschlauch in den Hals. Die Karibische Rundschwanzseekuh, viel bekannter unter dem Namen Manati oder dem Sammelbegriff Sirene, wird künstlich ernährt; sie ist zu schwach, um den frischen Salat zu fressen.

Vor drei Tagen wurde sie nach Sea World bei Orlando in Florida gebracht. Ein Paddler hatte abends das Tier entdeckt, das im seichten Wasser trieb. Es lag einfach nur da, blutend, ohne Schwanzflosse und mit vier tiefen Schnittwunden quer über den Rücken.

Die Seekuh ist das klassische Opfer der Freizeitindustrie Floridas. Aufgeschlitzt vom Propeller eines Schnellboots. Schiffschrauben wühlen sich scharfkantig und mit quälend hohen Tönen durch die flachen Lagunen. Seekühe hören gut, aber die Boote zu orten und vor ihnen wegzutauchen, das ist ihnen unmöglich. Für die Speedboatafahrer sind die großen Säuger

für Meerestiere. Es geht zu wie auf dem Jahrmarkt. Hier ist es laut, hier gibt es Tiershows, simulierte Arktisflüge, Feuerwerke, Wasserstunts.

Ruhiger ist es erst hinter den Kulissen. Die Krankenstation von Sea World ist dem Publikum nicht zugänglich. Es ist eine technisch anmutende Landschaft. Salzwasser wird in Tanks, die an Silos erinnern, aufbereitet; Rohre führen durch das Gelände, in kleinen Becken liegen verwundete Schildkröten, ein Pelikan mit gebrochenem Flügel hockt hinter Gittern, und in einem Pool nuckelt ein sechs Monate altes Manatimännchen an einer Milchdüse. Seine Mutter hat den Aufprall eines Motorboots nicht überlebt. Der Kleine war drei Monate alt, als er neben der zerfetzten Mutter gefunden wurde.

Von fern erklingt das Geklatsche vieler Kinderhände. Die Seelöwen-show läuft. Scott Gearhart zieht eine Spritze mit Antibiotikallösung auf und sticht sie durch die dicke Fettschicht der Seekuh. Sie zuckt zusammen, will sich wegrehen, aber

drei Männer liegen auf ihr und halten sie fest. Das Tier hat noch keinen Namen; den erhält es erst, wenn die Ärzte davon ausgehen, dass es überleben wird. Bis dahin heißt es immer nur „she“.

Eingestreifter Ball springt auf den Boden und kullert zum Manatipool. Aus einem Becken blitzt auffordernd die Schnauze eines Delfins. Er hat Langeweile. Ins Krankenlager wurde er gebracht, um sich für ein paar Tage vom Stress der Delfinshow zu erholen. Eine Pflegerin wirft den Ball zurück. Der Delfin fängt ihn auf, wirbelt ihn in die Höhe, zirkelt ihn auf die Schnauze und schmeißt ihn aus dem Becken. Das Spiel könnte stundenlang gehen. Doch keiner hat so recht Zeit für ihn.

Gearhart hat sich Henry zugewandt. Henry wiegt 600 Kilogramm, frisst am Tag 60 Kilogramm Grünzeug und soll bald entlassen werden. Entlassen in seinen ursprünglichen Lebensraum. Das gelingt bei etwa einem Drittel der hier gepflegten Manatis. Andere werden nach vorn, in die Ausstellung von Sea World, gebracht, wieder andere kommen in Zoos. Man erkennt diese Tiere an ihren Narben, die wie weiße, geometrisch angeordnete Wülste auf der grauen Haut zu kleben scheinen.

Es gibt kaum friedliebendere Tiere als Manatis. Sie fressen nur Pflanzen, kennen keinerlei aggressives Verhalten, ziehen gemächlich allein oder in der Gruppe durchs Wasser, drehen sich im Schwimmen um die eigene Achse und demonstrieren unschuldig ihren dicken Bauch. Sirenen sind die Harmlosigkeit an sich.

Daher sind sie auch so beliebt. Die mächtigen Vegetarier haben in Florida Kultstatus. Nachdem lange Pelikane die Hätscheltiere des Südstaats waren, sind es seit einem Jahrzehnt die Manatis. Rund 2000 von ihnen leben in der Gegend. Sie mögen es warm und finden sich im Winter in großer Zahl in den Abwässern von Kraftwerken ein. Manche halten sich am liebsten mitten in Miami auf; wenn auf den Brücken der Stadt Menschen mit Fingern ins Wasser zeigen, kann man sicher sein: Da unten schwimmt eine Seekuh. Im Sommer ziehen sie die Küsten entlang gegen Norden. Immer wieder werden spektakuläre



Scott Gearhart (links) ist der leitende Tierarzt von Sea World. Diese Seekuh ist einer seiner schlimmsten Fälle. Ein Motorboot hatte ihren Rücken aufgeschlitzt



Ein sechs Monate altes verwaistes Manatimännchen. Es wird hier großgezogen und später ausgewildert

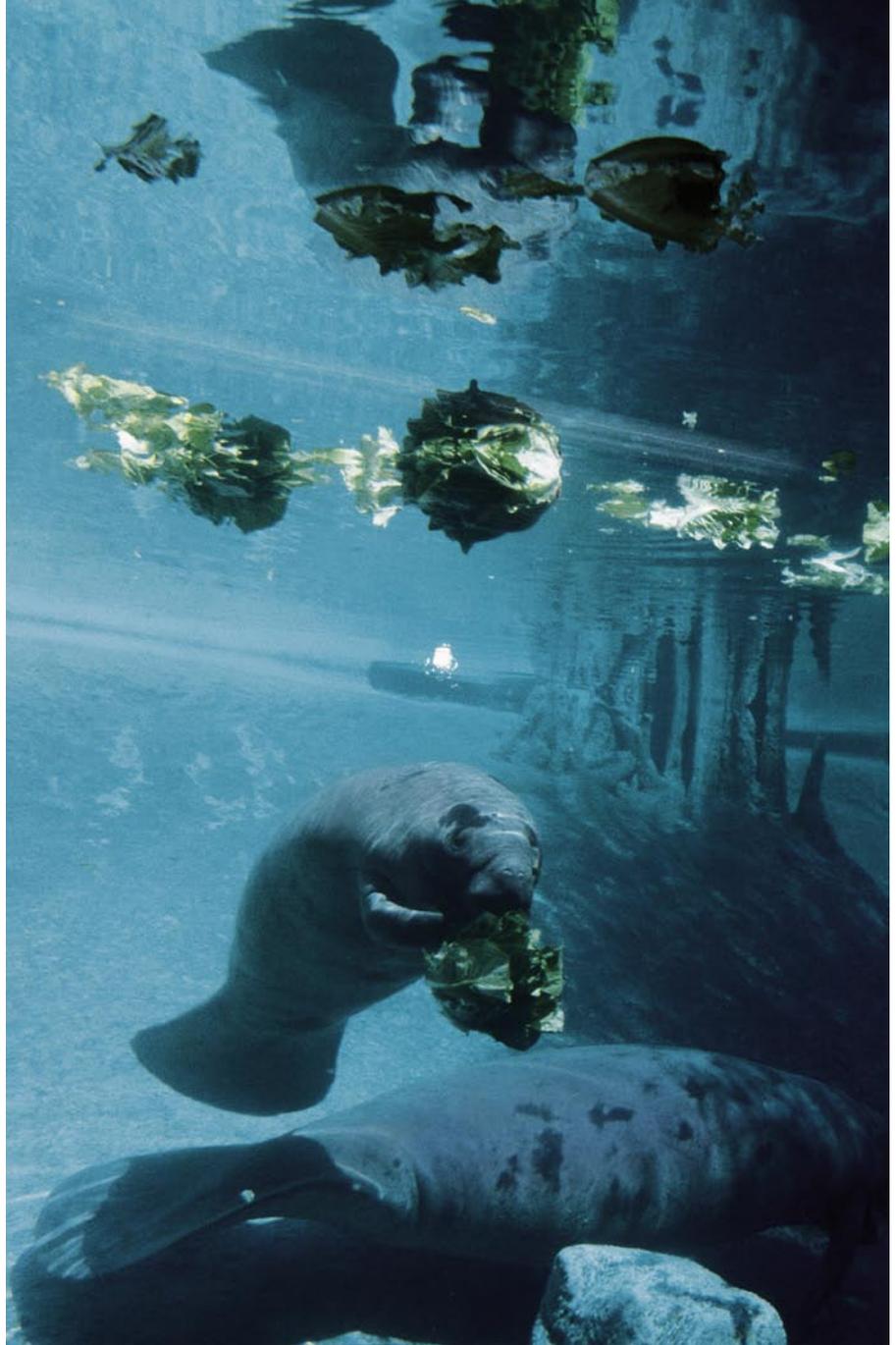
Rekorde vermerkt. Wie der von Chessie: Die Seekuh wurde in Maryland entdeckt und mit großem Aufwand in südlichere Gewässer zurückgebracht. Sie aber zeigte sich renitent gegen menschlichen Willen. Einen Sommer später nämlich tauchte Chessie mitten in Manhattan auf.

Ihre Beliebtheit ist aber nicht nur eine Folge ihrer Friedfertigkeit. Es ist etwas anderes, das diese Tiere zu Sympathieträgern macht: Es ist ihr Gesicht. Es sind die winzigen, unschuldigen Knopfaugen in diesem Kopf, der ohne Hals in den massigen Körper übergeht; es ist der rüsselförmige Mund mit der beweglichen Oberlippe, der geschickt an einer Lauchstange knabbert; es sind die Nasenlöcher, die in dem zerknautschten Gesicht liegen und ein mimisches Eigenleben zu führen scheinen.

Manatis haben eine betörende Aura. Eine Seekuh zu betrachten wirkt sedierend wie ein Beruhigungsmittel. Der Lowry Park Zoo in Tampa weiß das einzusetzen. Anders als in Sea World herrscht hier ein Frieden, der selbst laute Kinder zu andächtigen Zuschauern macht. Asiatische Musik dudelt leise aus Lautsprechern in einem dunklen, unterirdischen Raum. Hinter der Glasscheibe ziehen gelassen drei Manatis ihre Runden. Die Sonne blitzt durchs Wasser, Salatköpfe schwimmen wie Bälle auf der Wasseroberfläche.

Manatis benutzen ihre vorderen Flossen nicht nur zum Schwimmen, sondern auch zum Fressen. Deutlich sind die Nägel zu erkennen, die aus den Flossen ragen. Die Seekuh Xoshi greift nach einem Salatkopf, hält ihn fest, lässt sich auf den Boden sinken und frisst ihn in aller Seelenruhe. Über ihr paddelt eine Ente.

Xoshi dreht sich um ihre eigene Achse, wirkt leicht und elegant, eine zwölf Zentner schwere Grazie. Die weißen Narben, die ihren Körper überziehen, sind Erinnerungen an einen Unfall vor vier Jahren. Das Tier wurde mit Rippenbrüchen, gequetschter Lunge und einem Dutzend offener Wunden nach Tampa gebracht und monatelang gepflegt. Ein Auswilderungsversuch scheiterte. Xoshi verweigerte die Nahrungssuche in freier



Eine Sirene kennt keine Hektik. Sanft sinkt das Tier zu Boden, wo es seelenruhig seinen Salatkopf frisst

Wildbahn und lag apathisch im Wasser. Nach einer Woche haben die Pfleger sie wieder in den Zoo geholt. Xoshi war Ärzten und Pflegern eine Lehre: Sie hat während ihrer Rekonvaleszenz den Körperkontakt mit Menschen so lieben gelernt, dass sie darauf nicht verzichten wollte. Bei der Beckenreinigung oder der Einnahme von Medikamenten stupst sie die Pfleger so lange, bis sie ihr den Bauch tätscheln.

Bei verletzten Neuankömmlingen wird jetzt ein rigoroses Verfahren angewandt: keinerlei menschliche Zuwendung und Streicheleinheiten mehr. Die verschmuste Xoshi soll die Ausnahme bleiben.

In Sea World ist die Seekuh mit den blauen Tränen namenlos geblieben. Sie hat es nicht geschafft. Sechs Wochen nach ihrer spektakulären Rettung ist sie an einer Blutvergiftung gestorben. ☹

Zora del Buono, Jahrgang 1962, ist stellvertretende Chefredakteurin von mare. Sie lebt in Berlin. Als sich die Sirene Xoshi vor ihr auf den Rücken drehte und zärtlich prustete, war es um die Autorin geschehen.

Stefan Pielow, geboren 1959, lebt als freier Fotograf in Hamburg und Starnberg.